



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

mein Tagewert in Angriff zu nehmen. Die Baronesse versicherte mir, daß sie sich selbst völlig genug sei, und ich verließ sie mit dem Versprechen, sie vor Mittag abzuholen, um mit ihr in einer Trattoria zu frühstücken.

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Mein wunderlicher Freund. Wir gehn jetzt immer in der Mittagstunde vor dem Essen ein Weilchen im Rosenthal spazieren. Gewartet wird nicht; wer nicht zur rechten Zeit am Thor ist, kann sehen, wie er den andern einholt. Da er mit seinen langen Beinen schwer einzuholen ist, bin ich immer sehr pünktlich zur Stelle. Wenn ich mich aber am Thor umdrehe, sehe ich ihn auch schon in seinem langen grauen Überrock, in der grauen Pelzmütze und mit dem grauen beeiften Bart heran „schreiten.“ Wustmann kann das Wort nicht leiden, aber bei ihm kann man nicht „gehn“ sagen, er schreitet wie ein König.

Also hurtig neben ihm her. Feines Winterwetter, sagt er. Doch wirklich einmal ein richtiger Winter!

Es ist auch herrlich. Die große Wiese wie ein weites Schneefeld. Dicker Schnee auf dem Waldboden, aus dem die Stämme dunkel und beschneit emporsteigen; festgetretener Schnee auf den Wegen, der unter unsern Füßen knirscht. Über uns das Geäst weiß bereift, ein feiner Duft über allem, und doch heller Sonnenschein, sodaß alles flimmert und blitzt und sich glänzend von dem zarten Blau des Himmels abhebt. Ich begreife nicht, daß sich nur so wenig Leute den Genuß solcher Wandrungen machen.

Eben habe ich zwei Jungen zugehört, sagte er nach einer Weile. „Ich habe, sagte der eine zum andern, beobachtet, daß die Arbeiter höchstens zehn Stunden arbeiten, und ich, ein unausgewachsenes Kind, habe gestern wieder zwölf Stunden arbeiten müssen. Jeden Tag stehe ich halb sechs auf.“ Halb sechs, mein Herr, haben Sie es gehört? Sie glauben es wohl nicht? Es waren zwei Gymnasiasten, Buze aus den Mittelklassen. So etwas ergrimmt mich.

Ich mußte zugeben, daß es ein gräßlicher Gedanke sei, jetzt im Winter halb sechs aufzustehn. Aber, sagte ich, zwölf Stunden arbeiten, dazu ist wohl nur ein unbegabter Junge genötigt, und die Thorheit ist auf der Seite der Eltern, die es durchsetzen wollen, daß so ein Junge, der was andres werden könnte, durch die Gelehrtschule gepreßt wird.

Er funkelte mich mit seinen blizblauen Augen an. Sie sprechen mit der Weisheit eines Gymnasialhilfslehrers. Wer sagt Ihnen denn, daß dieser Junge, daß ein Junge, dem, wenn er noch ein „unausgewachsenes Kind“ ist — ich kann nicht sagen, wie mich dieses Wort von dem Kinde getroffen hat —, das Lernen — Auswendiglernen! — schwer wird, unbegabt ist? Ich war lange ein „unbegabter“ Junge. Und Sie? Eine Zierde der Bürgerschaft — ich dünkte, Sie hätten auch schon davon gemunkelt, daß Ihr Schulpfad seine holprigen Stellen gehabt habe. Nein, leichtes Lernen ist nicht immer ein Beweis für dauerhafte Fähigkeiten. Und nicht jede Brille sieht, wo Begabung sitzt.

Ich gestehe, daß ich nicht sehr gern von meiner Schulzeit rede, und so schwieg ich. Aber mein gräßlicher Traum fiel mir ein, von dem ich in der Nacht stöhnend aufgewacht war. Ich sollte ein griechisches Extemporale schreiben; ich saß auf der

Schulbank, und wußte kein Wort mehr. Es war qualvoll. Und dann sah ich nach, ob ich wenigstens mein Ordensbändchen — ja das hatte ich im Knopfloch. Aber was half es mir? Ist es denn nötig, daß du hier sitzt? dachte ich im Traum. Du könntest doch ruhig aufstehn und in die Harmonie gehn. Die Herren warten vielleicht schon am Skattisch. Aber der Doktor saß auf dem Katheder und starrete mich mit kalten Augen an, während er den Satz zu sprechen begann. Der Augstschweiß — —

Er blieb plötzlich stehn, sodaß ich zusammenfuhr und ihn, während ich gleichfalls stehn blieb, erwartungsvoll ansah.

Warum lernen eigentlich unsere Jungen Französisch auf den Gymnasien? fragte er.

Ich starrete ihn fassungslos an. Warum unsere Jungen Französisch lernen? fragte ich.

Ach was, sagte er ärgerlich. Auf den Gymnasien, frage ich. Warum sie schon in Quarta anfangen, Französisch zu lernen.

Aber liebster Freund! erlaubte ich mir einzuwenden, wir haben doch auch schon in der Quarta — nein sogar schon in der Quinta angefangen, Französisch zu lernen. In der Quarta fing das Griechische an. Die Kenntnis der französischen Sprache ist doch unzweifelhaft für jeden Gebildeten eine Sache von ungeheurer Wichtigkeit. Die französischen Klassiker —

Dieber Alter, unterbrach er mich mit seinem ironischen Lächeln, das mir immer ein etwas unbehagliches Gefühl erweckt, die französischen Klassiker! Was haben wir denn auf der Schule von den französischen Klassikern gewußt? Wir haben doch noch in den glücklichen Zeiten gelebt, wo man ein ganzes Gymnasium durch Französisch lernte, ohne was vom Französischen zu wissen zu brauchen. Du lieber Gott, wenn ich an unsern armen Kandidaten denke, der der Dritte im Bunde war — nein, das war er ja gar nicht! Die drei alten Schulkameraden waren der Rektor, der Singelehrer und der Aufwärter. Der Singelehrer hatte es eben nicht bis zum Kandidaten gebracht — nur zu einer Geige und zu einer Ode, die jedes Jahr zum Totenfest gesungen wurde — es ging wenigstens die Sage, daß er sie selbst komponiert habe. Er hatte einen großen blauen Radmantel mit einem messingnen Kettenverschluß, die aus der Schlacht bei Leipzig stammen sollten, was wohl zuviel behauptet war. Der und der Aufwärter, der also wohl schon sehr früh gescheitert war, sollten mit unserm weißhaarigen Rektor auf einer Schulbank gefessen haben; der Franzose hats vielleicht auch gethan, das alte verhuzelte Männchen mit der eigentümlich roten Pergamenthaut, das Kandidat geblieben war! Ich weiß noch, wie wir ihn einmal fast wahnsinnig dadurch gemacht haben, daß einer von uns Quintanern triumphierend eine Weintraube vom Hute seiner Schwester mit in die Klasse brachte. Die wurde auseinandergenommen, und jeder bekam eine Beere — es waren mit Wasser gefüllte und mit grüner Gaze überzogene Glaskügeln, und wir steckten sie mit ihren Drahtstielen an die Talglichte dicht unter die Flamme. Jede explodierte mit einem Knall! So haben wir Französisch gelernt. Nachher war es ein andrer. Der hatte nach vier Uhr ein natürliches Bedürfnis nach einem Schoppen. Er bat uns, wenn er kam — die Stunde war von vier bis fünf —, uns ruhig zu verhalten, er müsse schnell einen notwendigen Gang machen. Der nachgesandte Rundschafter berichtete dann regelmäßig: Er ist wieder nur um die Ecke in die Kneipe! Da wurde dann ein feines Manöver ausgeführt. Die Talglichte wurden angebrannt, ausgeblasen, angebrannt, ausgeblasen, bis man nicht mehr ans Katheder sehen konnte. Kam dann der Doktor eilfertig angestürzt, prallte er in der Thür zurück und rief: Herrgott, da soll man Stunde geben? Ich nicht! Und weg war er — wir selbstverständlich hinterdrein. Was wir im Sommer gemacht haben, denn das war natürlich im Winter, weiß ich nicht mehr.

Also, was ich sagen wollte, später, als ich nicht mehr auf dem Kasten war, fragte mich ein alter Freund: Können Sie Französisch? Ich habe damals wahrscheinlich ein ebenso dummes Gesicht gemacht, wie Sie vorhin —

— Danke, sagte ich —

— Keine Ursache! antwortete er — und ja und nein gestottert. „Nun, sagte mein alter Freund, lernen müssen Sie es. Nehmen Sie sich einmal den Gil Blas, und lesen Sie ihn durch. Aber ganz, mit dem Wörterbuch. Wenn Sie fertig sind, können Sie Französisch.“ — Ich habe es durchgesehen, in der freien Stunde, die ich damals mittags hatte. Es war nicht schön im Anfang. Zehn Seiten in der Woche. Aber zuletzt habe ich kein Wörterbuch mehr gebraucht. Und dann habe ich Chateaubriand gelesen, und dann Voltaire, erst die Novellen, und Racine, und Corneille, und Molière, und was weiß ich. Ja ich habe die französischen Klassiker gelesen, mit durstiger Seele, weil ich dachte, ich würde was darin finden. Ich fand aber natürlich nichts darin — eine deutsche Jungennatur braucht eine andre Luft, wenn sie Erquickung atmen soll. Ich weiß es noch genau, wie ich mich gequält habe, dieses rollende Pathos erhaben zu finden; für die Grazie des Alexandriners hatte man ja noch keine Empfindung. Überhaupt! Erst als ich an moderne realistische Novellen kam — was man damals realistisch nennen konnte —, George Sands Bauerngeschichten, Erkmann-Chatrion, About und dergleichen — läuderliche Sachen waren mir zuwider, und Victor Hugo war mir ungenießbar —, da habe ich mit wirklichem Vergnügen Französisches gelesen, und als ich viel las — konnte ich auch französisch schreiben. Ganz leicht! Ich habe es gar nicht gelernt — es ist überhaupt Unsinn, eine moderne Sprache „lernen“ zu wollen; die eignet man sich an. Zum Gebrauch und durch den Gebrauch.

Lieber Freund, sagte ich, ich folge Ihrem Bericht mit dem größten Interesse und finde Ihre letzte Bemerkung nicht übel, aber ich bitte Sie, rasen Sie nicht so; ich setze mich wieder einem Asthmaanfall aus, und Sie können sich, wenn Sie so rennen und fortwährend reden bei der scharfen Luft, den schönsten Lungenspitzenkatarrh holen.

Er mäßigte seine Schritte und fuhr fort: Und das ist es ja, worauf ich kommen will. Nun bin ich ein Mann in meinen besten Jahren, wie man zu sagen pflegt, das heißt, ich bin nahe daran, ein alter Knacks zu sein. Wo liegt meine Schulzeit! Ich sehe sie nur noch in unbestimmten Umrissen, wie in einem Nebel, so fern ist sie — aber Französisch lernt man auf dem Gymnasium noch gerade so wie zu unsrer Zeit. Man „lernt“ es! Man „lernt“ es in Folge der Überbürdungsfrage noch viel heftiger. Denn seit alle Fächer außer der gesunden Vernunft und dem Turnen, Zeichnen und Singen — vier Dingen, die für den Deutschen natürlich unnütz sind — Hauptfächer geworden sind nach den von weisen Behörden entworfenen Lehrplänen, ist natürlich auch das Französische Hauptfach mit blauen Briefen und Durchfallbefugnis geworden. Und von Quarta an lernen sie nun Französisch — wieviel Jahre? Eins, zwei, drei — sieben Jahre lang immer noch! Immer noch wie früher, rein formal, mit heißem Bemühen und dem Gefühl nichtswürdige Sünder zu sein, ohne vom Fleck zu kommen. Sieben Jahre eine Sache, die sich ein normaler Mensch und nicht einmal Oberkellner in einem Jahre hinter der Schule ohne Anstrengung aneignen kann, und von der sie nach den sieben Jahren fast nichts haben! Man rede doch jemand aus unsern gelehrten Berufen französisch an. Einen Juristen oder einen Mediziner! Und frage ihn, mit welchen französischen Autoren er sich beschäftige. Oder nach seiner französischen Fachliteratur. Nichts haben sie gelernt als Todesangst vor französischen Formfehlern, deren sich der Franzose mit Gemütsruhe bedient, weil er ein Franzose ist und nicht bei allem feinen Larousse erst nachzusehen Lust hat, wie ich meinen Duden, wenn es mich quält, daß ich unsicher bin, ob man programmäßig mit drei m und Schiffahrt mit zwei f oder

umgekehrt schreibt. Das heißt natürlich nicht programmäßig mit drei f, sondern welches mit zwei und welches mit drei Mittelstücken.

Lieber Herr, sagte ich, geben Sie doch gütigst der Wärme Ihrer Gefühle, die ja sehr berechtigt sind, nicht dadurch Ausdruck, daß sie wieder in das Tempo eines D-Zugs geraten.

Unterbrechen Sie mich doch nicht immer, sagte er; ich unterbreche Sie auch nicht! — Natürlich nicht — in meinem aufmerksamen Stillschweigen! dachte ich. Aber er paßte doch seinen Schritt wieder dem meinigen an.

Die klassischen Philologen jammern jetzt, fuhr er fort, daß sie ungenügend vorbereitetes „Material“ auf die Unversitäten bekommen. Ich kann es mir wohl denken, da man Latein und Griechisch beschnitten hat wegen der Überbürdungsfrage und sich die Zungen nun in so und so viel andern neuen Hauptfächern dumm öffnen läßt. Herrgott! warum schmeißt man denn nicht das Französische hinaus, daß die Zungen Zeit für Lateinisch und Griechisch bekommen, und sagt ihnen wie beim Englischen und Italienischen: Da seht ihr selbst zu, wo und wann und wie ihrs lernt! Es wird doch dann wenigstens in einem Hauptfach weniger auf der Gesundheit der Jugend herumgeritten. Leichtler soll man ihr das Leben machen, nicht immer schwerer!

Hier glaubte ich mir doch eine Unterbrechung erlauben zu dürfen. Erlauben Sie, rief ich, ich bitte Sie, lieber Freund; es ist ja richtig, was Sie sagen, daß dieser Aufwand von Zeit auf eine Sache, in der so viel wie nichts erreicht wird, eine Lächerlichkeit ist, aber ich glaube nicht, daß sich die Eltern das gefallen lassen, wenn man den Unterricht im Französischen ohne weiteres beseitigen wollte. Und vollends zu Gunsten des Griechischen und des Lateinischen. Hat denn das Gymnasium nur die Aufgabe, den klassischen Philologen „Material zu liefern“? Ich glaube, das Gymnasium hat vor allem die Aufgabe, allgemein gebildete Menschen zu liefern! Und ein gebildeter Mensch muß notwendig auch franz. . .

Da haben Sie in aller Unschuld ein sehr wahres Wort geredet, unterbrach er mich mit blitzenden Augen. Meinethalben können die Zungen ja auch Französisch lernen in den Schulen — obgleich es jeder, der es braucht, doch noch lernen würde, so weit ers braucht, hinter der Schule. Liegt denn hinter der nicht noch das ganze Leben? Wenn sie es nur praktisch lernten, in den beiden Primen wäre es zeitig genug! Aber wie wird es denn traktiert? Nein formal! Durch vier Klassen durch, sieben Jahre lang ist es für die Zungen ein Kampf mit dem durch die Gründlichkeit der deutschen Schulmeisterei aufgebauchten Formenkram — der nur bei der deutschen Sprache überflüssig erscheint — da bewegen sich oft genug Schulmeister und Buben einmütig in Sprachdummheiten, wie es Wustmann nennt, mit der harmlosen Sicherheit des Nichtsgelernthabens, genau wie die Franzosen auch oder die Spellingmatchgreaterbritains! Ich habe neulich das deutsche Lesebuch meiner Nichte — die zunächst wenigstens höhere Tochter ist — in der Hand gehabt und war einfach épaté über die Sorte Stil, die darin als deutsche „Musterprosa“ verzapft wird. — Also, was ich sagen wollte, die lebendige Sprache wird den Zungen unterdrückt, von der erwischen sie nichts. Heißt das der allgemeinen Bildung dienen? Dient ihr das Gymnasium überhaupt noch? möchte man fragen. Ist es noch eine Pflegstätte humanistischer Bildung? Ich weiß es ja, man mag die Sache noch so verkehrt anfassen, sie ist so stark, daß sie den Zungen doch noch einen Hauch ihres Wesens mit ins Leben giebt; auch giebt es immer noch Lehrer, die trotz der ministeriellen Lehrpläne einen Funken Geist entzünden können. Aber wie ärmlich ist das alles! Extemporalien schreiben lassen und sie zum Wertmesser der Begabung — womöglich des Charakters des „Materials“ machen; Fehleradditionen bei den Formverstoßen, das ist moderner Humanismus! Subalterner Humanismus ist! Wie anders könnte das sein! Meinethalben so viel Französisch,

wie sie wollen; die Jungen, die den jetzigen Anforderungen gerecht werden, werden das bisschen Französisch mit Leichtigkeit lernen, wenn nur das übrige verständlich betrieben wird. Gewiß soll das Formale der klassischen Sprachen wie die Mathematik zur Schulung des Verstands benutzt werden — meinethalben kann auch aller vierzehn Tage ein Extemporale dazu benutzt werden, die Jungen zu zwingen, daß sie sich zusammennehmen. Aber vor allem sollen doch die Klassiker dazu dienen — in einer humanistischen Schule! —, daß ihr Geist lebendig wird für die Jungen. Lesen lernen — rein praktisch, das ist das Notwendige. Das Formale — als Interessantes für den heranreifenden Verstand — sollte die Prämie für das Lesekönnen sein. Wenn man die alten Sprachen, und das Französische erst recht, so betriebe, dann wären die Extemporalien ein Vergnügen — denn schreiben kann man sehr schnell, wenn man erst lesen kann —, und dann würden auch die altklassischen Philologen nicht mehr über die Schlechtigkeit des Materials jammern, das sie erhalten; „Reformgymnasien“ wären überflüssig. Es ist ja lächerlich, immer neue Sorten von Schulen probieren zu wollen, und vollends lächerlich, das Französische für eine Reihe von Klassen zum Hauptfach zu machen. Selbst wenn das zu seiner Beherrschung nötig wäre. Was für eine Rolle spielt denn überhaupt das Französische noch in unsrer Welt von heute? Wäre da das Englische und sogar das Italienische nicht vorzuziehen? Ich behaupte, das Gymnasium hat die Kraft in sich, sich selbst zu reformieren und Humanistisches zu leisten. Das ist aber die Bildung des Verstandes, des Gemüts — ja gewiß mein Lieber, das ist eine Hauptsache — und auch des Schönheitsfinns, mein Lieber; in der bildenden Kunst ebenso — was natürlich mit der jetzigen Zeichenmethode nicht möglich ist — wie in der Musik und in der Litteratur. Geschichte, Litteratur und Kunst, das sind die Objekte, die Sprachen sind das Mittel, und die Mathematik ist der Schleiffstein. Sogar die Naturwissenschaftler und die Mediziner im besondern würden dann keine Differenzierungen mehr verlangen. Sie schimpfen ja auch über die unzweckmäßige Sorte von Vorbereitung, die sie jetzt bekommen, aber kein überlegter Mediziner wird das bisschen humanistische Bildung fahren lassen wollen, das er auch jetzt noch vom Gymnasium wegträgt. Die Sorte Mediziner würde nett werden, der dieses Gegengewicht gegen die Gefahren ihres Studiums noch vollends entzogen wäre. Für diese Fächer brauchte man ja schließlich überhaupt keine „Bildung“ mehr; es ließe sich doch selbstverständlich nach amerikanischer Praxis aus jedem Barbiergehilfen ein praktischer Mediziner züchten, mit der genügenden Robheit der Empfindung, zu der das medizinische Studium führen kann und leider oft genug führt. Die Hauptsache ist, daß die Jungen das Gymnasium lernfähig und frisch und lernlustig verlassen, während sie jetzt alles, womit man sie geplagt hat, so schnell an die Wand schmeißen, als sie können.

Das ist richtig, sagte ich. Daher kommt das schöne Lösungswort: Los von der Antike.

Man hat sie eben gar nicht wirklich kennen und nicht lieben lernen, fuhr er fort. Die Jungen sollen aber etwas gelernt haben, wenn sie die Schule verlassen, wenn sie auch vor allem erst gelernt haben sollen, zu lernen. Denn das wahre Lernen geht doch erst auf der Universität und im praktischen Leben an, nach den Knabenjahren. Was helfen die von den vorwärts hegenden Hauptfachspezialisten vollgepfropften Säcke, die nichts mehr halten können in ihrem dünn gewordenen Gewebe! Was droht aus unsern Jungen zu werden? Subalterne Ergebnisse subalternen — Lehrpläne.

Er blieb stehn, wir waren bei der Leibnizstraße angelangt. Ich muß jetzt dort hinüber; leben Sie wohl, guten Appetit!

Da lief er hin! Als ich ihm nachsah, drehte er sich noch einmal um. Sie! rief er. Natürlich ist ein Haupterfordernis, daß mit dem heillosen Unfug dieser vollgepfropften Klassen ausgeräumt wird. Wenn ich nur die Väter revoltieren

könnte! Das ist es, was ich möchte; die Stadtverordneten aufheben! Von den Stadträten können Sie nicht verlangen, daß sie etwas andres im Kopf haben als den Etat; sie fragen: Welche Einnahme bringt die Schule; ob die Jugend richtig erzogen wird, gehört nicht in den Umkreis der ihnen obliegenden Erwägungen. -- Ahe! rief er mit der Hand winkend.

Schreien Sie doch nicht so! dachte ich. Wenn das jemand gehört hätte!

Fin de siècle. Von einem alternden und geistig verarmenden Volke geprägt, dessen hinwinkende Einbildungskraft sich an zierlichen Worten ohne Inhalt zu erregen liebt, ist die alberne Phrase vom fin de siècle auch außerhalb Frankreichs die Lösung aller gelangweilten Schwachköpfe geworden, deren Veringschätzung gegenüber allen Tagesneuigkeiten, den Weltereignissen wie den Busennadeln, von keinem deutschen Ausdruck erreicht wird. Fin de siècle — damit ist für sie die Grenzenlosigkeit ihrer Menschenverachtung in drei Worten gekennzeichnet. Das Ende des Jahrhunderts: das haben unsre Väter und Großväter nicht erlebt, das ist wirklich einmal seit Menschengedenken „noch nicht dagewesen.“ Neben diesem Erlebnis dürfen alle überlieferten Vorstellungen als überholt und abgethan gelten. So berauscht sich die Blasiertheit, der jede echte Begeisterung lächerlich erscheint, an einem leeren Schall, an dem Gedanken — wenn es ein Gedanke ist —, daß wir nun nicht mehr die gewohnte 18, sondern eine 19 vor der Jahreszahl schreiben werden. Ein Vorgang, der keinen Planeten in seiner Bahn beirrt und keinen Sperling aus seiner Gemütsruhe aufstört; der keinen Weisen klüger, keinen Thoren eitler, keinen Hungrigen satter macht; der die Angelegenheiten der Einzelnen wie der Völker um keine Haarsbreite vorwärts bringt; keinem lebenden Wesen von wirklicher Bedeutung als findigen Buchhändlern, die über das neunzehnte Jahrhundert wieder einmal ein Duzend Prachtwerke veröffentlichen und uns von jedem versichern, daß es „in keinem gebildeten Haushalt fehlen darf.“

Noch niemals ist die Wende des Jahrhunderts mit einer großen Schicksalswende zusammengefallen. Wenn es ja einmal annähernd geschah, so war es ein Werk des Zufalls, auf dem kein denkender Geist den Blick verweilen läßt. Auch heute fehlt jedes Anzeichen dafür, daß der Jahrhundertwechsel in der Geschichte der Menschheit einen Einschnitt bedeuten wird. Die politischen und sozialen Bewegungen, in deren Zeichen wir stehn, vollziehen sich zum Teil seit wenigen, zum Teil seit vielen Jahren. Dasselbe galt vor fünfzehn, vor dreißig, vor sechzig Jahren von den damaligen Zeitströmungen. Wir Menschen datieren Ereignisse und Entwicklungen, wenn wir sie unsrer Erfahrung einreihen, also nachdem sie eingetreten sind; sie aber richten sich nicht nach dem Kalender. Das ist die Ursache der Verwirrung, gegen die sich diese Zeilen wenden, daß unkommensurable Größen zusammengeworfen werden. Ereignisse und Entwicklungen sind Veränderungen wirklicher Dinge und Zustände; Jahrhunderte aber sind nichts wirkliches, sondern eine menschliche Denkoporation, eine Zeiteinteilung, in der wir nicht die Dinge und die Ereignisse selbst, sondern nur unsre eignen Vorstellungen über sie zusammenfassen und ordnen. Von dem Beginn eines neuen Jahrhunderts einen Abschnitt in der Entwicklung des Menschengeschlechts erwarten heißt die menschliche Kenntnis der Begebenheiten mit den Begebenheiten selbst verwechseln und glauben, weil wir als Hilfsmittel unsrer Betrachtung in gleichmäßigen Zeitabständen gedachte Merkpfähle errichten, daß diese Fiktionen die Ereignisse vor uns beeinflusst hätten und die kommenden beeinflussen würden — ein Glaube, nicht sinnreicher als die Vorstellung, daß eine wachsende Eiche nach jedem zehnten Zoll einen neuen Ast ansetzen müßte.

Die Nuzanwendung auf den erbitterten Streit um den Beginn des neuen Jahrhunderts ergibt sich von selbst. Der unbefangne Laienverstand, der ja meistens

das Rechte trifft, hat wohl ohne Frage bisher das Jahr 1800 nicht dem Jahrhundert des Kokos, sondern dem des Dampfes zugerechnet, das Jahr 1700 dem achtzehnten, 1600 dem Jahrhundert des Dreißigjährigen Kriegs und 1500 dem der Reformation. In dieser Gewöhnung störte ihn der Zweifel, ob am 1. Januar 1500 nicht 1501, sondern erst 1499 Jahre seit dem angenommenen Datum der Geburt Christi vergangen seien, ganz und gar nicht. Bei dem zornigen Eifer, mit dem redliche Gemüter auf beiden Seiten die Frage erörterten, hatte unverkennbar der eben gekennzeichnete Popanz wieder einmal die Hand im Spiele. Jede Aufregung über das neue Jahrhundert ist eine Aufregung über unser eignes Phantasiegebilde; sie gemahnt insofern an Wagners zärtliche Gefühle für seinen Homunkulus und kann sich denn freilich auch auf des Mephistopheles spöttische Rechtfertigung berufen: Am Ende hängen wir doch ab von Kreaturen, die wir machen.

Von der Lotterie. Nachdem sich der deutsche Philister, dank der Weisheit und Gefälligkeit unsrer Justiz und Polizei, wochenlang an einem großen Spielerprozeß defektiert hat, der ihm die reizendsten Einblicke ins high life eröffnete, wird ihm jetzt Gelegenheit geboten, sich mit deutscher Gründlichkeit über Natur und Geschichte, Philosophie und Technik des Glückspiels zu unterrichten. Dr. Rudolf Sieghart hat (im Manz'schen Hofverlag zu Wien, 1899) ein dickes Buch herausgegeben über Die öffentlichen Glückspiele, mit besonderer Berücksichtigung der österreichischen, das mit dem ganzen historischen, urkundlichen und statistischen Rüstzeug moderner Gelehrsamkeit ausgestattet, aber trotzdem genießbar ist. Zunächst erfahren wir daraus, daß die alten Römer das Glückspiel streng verpönt und etwas unsrer Lotterie ähnliches nicht gekannt haben, daß es dagegen die christlichen Kanonisten für erlaubt und bedingungsweise nützlich erklären, was ohne Zweifel seine Ausbreitung in der modernen Welt mit verschuldet hat. Unter den Quellen hat der Verfasser eine Arbeit von Ludwig Zdekauer im Jahrgang 1887 des Archivio Storico Italiano übersehen. Dieser Gelehrte veröffentlicht da eine Reihe von Verordnungen der Regierungen von Florenz und Siena aus dem dreizehnten Jahrhundert, die nicht allein ihrer naiven Sprache wegen lustig zu lesen, sondern auch deswegen belehrend sind, weil sie zeigen, wie die Obrigkeiten durch den Zwang der Thatfachen aus Bekämpfern in Ausbeuter des Glückspiels verwandelt wurden. Allerdings handelte es sich dabei noch nicht um Lotterien, sondern nur ums Würfelspiel. Die Staatslotterien verdanken den Finanznöten der Regierungen ihren Ursprung. Insbesondere gilt dies vom österreichischen Staate, der bis auf den heutigen Tag mit einer größern Zahl und Mannigfaltigkeit von öffentlichen und Privatlotterien gesegnet ist, als irgend ein anderer Staat. Neu wird fast allen Lesern der Nachweis sein, daß und wie die Gründung der österreichischen Staatslotterien mit dem Merkantilismus zusammenhängt. Zunächst gebot die merkantilistische Staatsweisheit, dem Spiel in auswärtigen Lotterien zu wehren, damit nicht Geld ins Ausland abfließe. Dann aber hatte dieselbe Weisheit Industrien gezüchtet, für deren Erzeugnisse es keinen Absatzmarkt gab. Diesen sollte die im Jahre 1719 gegründete Orientalische Kompagnie, und ihr wiederum sollte eine Lotterie das Kapital schaffen; aber die Lotterie verkrachte, und die Kompagnie mit ihr. Etwas bessern Erfolg hatten die Silber- und Porzellan Glückshäfen, mit denen man die unabsehbaren Waren unmittelbar an den Mann zu bringen suchte. Die Ansicht, daß die preußische Klassenlotterie unschädlicher sei als das österreichische Zahlenlotto, bekämpft Sieghart ganz entschieden. Die Absicht, durch den hohen Preis der Lose das Spiel auf die wohlhabenden Klassen zu beschränken, werde durch die Zerstückelung der Lose und durch das Gesellschaftsspiel vereitelt. So wirke die Lotterie der sozial ausgleichenden Bildung kleiner Sparkapitalien entgegen, und der Staat befördere die verderbliche Vermögensungleichheit, indem er wenige auf Kosten vieler

bereichere. Aus einer so unmoralischen und unsozialen Thätigkeit eine Finanzquelle zu machen, sei des Staats nicht würdig. In einer der Beilagen wird bewiesen, daß man beim Spiel in der ersten Klasse seine Gewinnchance siebenfach, in der zweiten zehnfach, in der dritten siebenfach, in der vierten beinahe anderthalbfach bezahlt. Wenn Vernunft über die Unvernunft etwas vermöchte, so würde schon eine Bemerkung Herbars der Lotterie den Garaus gemacht haben. Dieser Philosoph sagt, wer ganz sicher gehn wolle, der müsse sämtliche Lose kaufen; natürlich bekommt er dann alle Gewinne, mit Ausnahme derer, die auf die für die Lotteriekasse gespielten Freilose fallen. Im Jahre 1896, für das in der erwähnten Beilage der Spielplan mitgeteilt wird, würde der vorsichtige Kunde dem Staat etwa 32 Millionen bezahlt und von ihm etwa 23 Millionen herausbekommen haben. In einer sehr schönen Untersuchung der psychologischen Wurzeln und der volkswirtschaftlichen Bedeutung des Glückspiels gelangt der Verfasser zu folgendem Ergebnis. In unsrer Zeit, wo das ganze Erwerbsleben in so hohem Grade den Charakter eines Glückspiels trägt, und wo der mit einem Lose, d. h. mit Vermögen geborne von vornherein die Konjunktur für sich hat, ist es dem armen Manne nicht so sehr zu verübeln, wenn er sein Geld auf einen Hoffungskauf hinauswirft. Aber der Staat soll dieser massenhaften Befriedigung eines unwirtschaftlichen Bedürfnisses nicht unthätig zusehn, noch weniger sie für seine Finanzen ausnutzen, sondern den Spieltrieb allmählich in den Spartrieb umbiegen. Das könne er, meint der Verfasser, durch die Verbindung der Lotterie mit der Sparkasse, durch Zinslotterien. Nur ein Teil der Zinsen solle in der Form von Gewinnen verteilt werden, und der Staat dürfe sich nur die Verwaltungskosten bezahlen lassen. Dem Sparer und Spieler bleibe dann nicht allein der ganze Einsatz erhalten, sondern er bekomme auch noch einen kleinen Zins; seinem Spiel- und Hoffungsbedürfnis werde eine bescheidne Befriedigung zu teil, zugleich aber werde er selbst zum Sparen erzogen. Eine der Beilagen enthält praktische Vorschläge zur Einrichtung einer solchen Zinslotterie oder Lottosparkasse.

Einiges von Gewerbe und Landwirtschaft. An der Hand der Untersuchungen des Vereins für Sozialpolitik und anderer Veröffentlichungen haben wir unsre Leser über die Lage des Handwerks in Deutschland hinlänglich orientiert, und solange sich diese Lage selbst nicht ändert, werden neue Veröffentlichungen an dem Wilde nichts ändern, das wir von der Sache gewonnen haben. Das gilt auch von dem soeben bei Gustav Fischer in Jena erschienenen 22. Bande der Sammlung nationalökonomischer und statistischer Abhandlungen des staatswissenschaftlichen Seminars zu Halle, worin Dr. Max Mendelson die Stellung des Handwerks in den hauptsächlichsten der ehemals zünftigen Gewerbe darlegt. Er behandelt die Seiler, Gerber, Wöttcher, Drechsler, Tischler, Klempner, Schmiede, Schlosser, Tapezierer, Sattler, Buchbinder, Schuhmacher, Schneider, Bäcker und Zuckerbäcker, Fleischer, Barbier und die Baugewerbe. Er gelangt zu dem Ergebnis, daß sich die Handfeilerei und die handwerksmäßige Gerberei neben dem Fabrikbetriebe nicht halten können, daß aber die übrigen hier genannten Handwerke trotz aller Veränderungen, die mehrere von ihnen erlitten haben und noch täglich erleiden, vor der Hand lebensfähig bleiben werden; daß ferner der Umwandlungsprozeß, der die Gewerbe ergriffen hat, nicht ewig dauern, sondern daß nach einiger Zeit wieder ein Beharrungszustand eintreten werde, daß sich aber nicht voraussehen lasse, was nach Ablauf dieses Prozesses von den alten Handwerken noch übrig sein werde. Erfahren wir demnach aus dem Buche nichts neues, so ist es doch nützlich zu gebrauchen, weil es eine gute Übersicht des von vielen Fachleuten angehäuften weitschichtigen Materials enthält, und weil es mit den Ergebnissen der Spezialuntersuchungen die der Gewerbezählungen von 1882 und 1895

vergleicht. Der Verfasser hebt hervor, daß die Gewerbestatistik einigermaßen irreführe, indem sie die zu einer Fabrik vereinigten verschiedenen Betriebe, z. B. die Tapezierereien und Drechslereien der Möbelfabriken, die Wöttchereien der großen Brauereien, einzeln zählt und dadurch bewirkt, daß die Zahl der selbständigen Handwerksbetriebe zu hoch erscheint. — Ähnlich mag es mit den Gastwirtschaften stehn, deren Inhaber, wie wir neulich erwähnt haben, in vielen Fällen nur Angestellte von Großbrauereien sind, und mit den kleinen Kaufleuten, die vielfach nur Zweiggeschäfte eines Großunternehmers leiten. Im Jahre 1898 hatten in Berlin 15 Cigarrenhändler 359 Zweiggeschäfte inne, einer dieser Händler hatte 62, ein anderer sogar 82 Läden. Wir entnehmen diese Angaben dem Schriftchen: Die Großbazare und Massenweingeschäfte von Paul Dehn (Berlin, Trowitzsch und Sohn, 1899). Der Verfasser behauptet — wobei er seine Behauptung durch Thatsachen stützt —, daß diese Geschäfte durchaus auf unsolider Grundlage beruhten und allesamt des unlautern Wettbewerbs angeklagt werden könnten. Das ganze Geheimnis ihres Erfolgs bestehe darin, daß sie eine Anzahl Lockartikel führten, die sie unter dem Einkaufspreise verkauften, während die Preise, die sie sich für alle übrigen Waren zahlen ließen, ungebührlich hoch seien; Verkäuferinnen, die viel Lockartikel verkauften und nicht geschickt genug seien, die Kunden mit den übrigen Waren anzuschmieren, würden entlassen. Den Trost, daß diese Geschäfte zum Ersatz für die zu Grunde gerichteten Detaillisten in ihren Angestellten einen neuen Mittelstand schufen, läßt Dehn nicht gelten; diese Angestellten würden im allgemeinen schlecht bezahlt und überarbeitet. Und die Bazare proletarisirten nicht allein den Stand der Detaillisten und ihre eignen Angestellten, sondern auch einen Teil der Industrie. Sie führten fast nur Schund, und ihre Lieferanten seien genötigt, die geforderte Wohlfeilheit durch schlechte Ausführung und Lohndrückerei möglich zu machen. Wir sind persönlich nicht in der Lage, zu prüfen, in welchem Umfange Dehns Angaben Geltung beanspruchen dürfen, können aber doch so viel sagen, daß uns Einkäufe von Bekannten zu der Äußerung veranlaßt haben, wir würden in einem solchen Geschäft niemals kaufen; denn den Preisen nach zu urteilen müßten entweder die Bazarinhaber die Waren gestohlen haben oder die Arbeiter, die sie herstellten, mit Hungerlöhnen abpeisen. Daß der Kleinhandel reformbedürftig ist, läßt sich nicht bestreiten, denn bei der Überzahl von solchen Geschäften können die Händler nur bestehen, wenn sie einen ungebührlich hohen Aufschlag auf die Waren legen, und dabei ist die Zahl der Umsätze so gering, daß ihre Arbeit zum geschäftigen Müßiggang zusammenschrumpft. Aber in den Bazaren vermögen auch wir die Reform nicht zu sehn. Vielleicht führen sie diese aber herbei, wenn, wie Dehn empfiehlt, die Handwerker und Kleinhändler, durch die Konkurrenz der „Kaufhäuser“ gezwungen, Verkaufshallen nach Art der Markthallen einrichten; die Städte hätten die Gebäude zu schaffen, die sie natürlich nicht umsonst, sondern gegen Pacht den Geschäftsleuten zur Verfügung stellen würden. Den Bazaren will Dehn mit einer Steuer zu Leibe gehn, die nach der Zahl der Warengruppen steigen soll, sodaß die Vereinigung vieler Warenarten in einem Geschäft erschwert wird. — Mit einer wichtigen Frage des großindustriellen Betriebs beschäftigt sich das neueste Schriftchen des wackern Fabrikanten Heinrich Freese: Fabrikantenglück, ein Weg, der dazu führen kann (Eisenach, W. Wildens, 1899). Aus den „Fabrikantensorgen“ (erster Band des Jahrgangs 1897 der Grenzboten S. 414) wissen wir, daß Freese in seiner Fabrik die Gewinnbeteiligung eingeführt hat, und die meint er mit dem Wege, der zum Fabrikantenglück führen könne. Ehe er es selbst mit diesem System wagte, hat er es in den bedeutendsten Unternehmungen, die ihm damit vorangegangen waren, studiert. Es sind meistens Franzosen gewesen, die, von ihren großen sozialistischen Utopisten angeregt, sich gesagt haben: Ist das Ganze eine Utopie, so kann doch wenigstens einiges davon in einem bescheidenen Umfange

durchgeführt werden, können namentlich die Arbeiter, wenn auch vielleicht nicht die aller Industriezweige, in einem gewissen Grade zu Mitbesitzern des Unternehmens gemacht werden. Der erste, der es versucht hat, ist der Pariser Malermeister Jean Declairé gewesen. Er mußte, um sein Unternehmen durchführen zu können, seine menschenfreundlichen Absichten verbergen und sich anstellen, als handle er rein aus geschäftlicher Selbstsucht. Die Polizei verbot die erste Versammlung, zu der er seine Arbeiter eingeladen hatte, unter dem Vorwande, daß sein Vorhaben die Freiheit der Arbeiter bedrohe. Ob Frankreich oder Deutschland, ob 1842 oder 1899, die Polizei ist immer gleich zärtlich besorgt um die Freiheit der Arbeiter. Declairés Geschäft, das größte Malergeschäft in Paris, wird in seinem Geiste weitergeführt. Die Firma hat jetzt drei Inhaber. Im Jahre 1897 betrug der Gewinn nach Abzug der Zinsen, Gehälter und Löhne 335 379,25 Franken. Davon haben die Hilfskasse und die Firmeninhaber je ein Viertel, die Arbeiter die Hälfte erhalten. Freese zählt 119 französische, 100 englische, 35 nordamerikanische Unternehmungen auf, die die Gewinnbeteiligung eingeführt haben, und 42 in andern Staaten. In Deutschland sind ihm nur 26 Fälle bekannt. Er schreibt diese Zurückhaltung zum Teil dem Mißlingen des von der Berliner Firma Wilhelm Borchert gemachten Versuchs zu. Borchert habe aber die Sache nicht allein falsch eingerichtet, sondern sein Geschäft eigne sich überhaupt nicht für die Einrichtung der Gewinnbeteiligung. Diese habe nur dort Erfolg, wo der Anteil des Arbeitslohns am Erzeugnis sehr hoch sei (was von der Malerei und von der Anstreicherei im hervorragendsten Maße gilt), bei Borchert aber betrage der Arbeitslohn nur drei Prozent des Wertes der Fabrikate. *) Freese empfiehlt dringend die Einführung der Gewinnbeteiligung in den Staatsbetrieben. — Man soll niemals aus Ehrfurcht vor Autoritäten auf das eigene Urteil verzichten, man soll aber auch überall dort, wo es sich um Fachkenntnisse handelt, die man selbst gar nicht oder nur unvollständig erwerben kann, die Sachautoritäten nicht verachten und sich nicht schämen, seine eignen Meinungen von ihnen zu entlehnen. Nach Bismarcks Ansicht darf ein Verwaltungschef unter Umständen so weit gehn wie der Frankfurter Rothschild, der, um seine Meinung über amerikanische Häute befragt, sich an seinen Fachmann mit der Frage wandte: „Meyer, was habe ich für eine Meinung über amerikanische Häute?“ So weit brauchen wir, obwohl keine Verwaltungschefs, nicht zu gehn, wenn von der Landwirtschaft die Rede ist; aber wenigstens gereicht es uns zur Beruhigung, wenn wir finden, daß wir mit anerkannten Sachautoritäten ersten Ranges übereinstimmen. Professor Dr. Theodor Freiherr von der Goltz hat (bei Gustav Fischer in Jena 1899) seine Vorlesungen über Agrarwesen und Agrarpolitik veröffentlicht, und wir haben zu unsrer Freude daraus ersehn, daß unsre den Lesern bekannten Ansichten über Agrarfragen in keinem wesentlichen Punkte von denen dieses berühmten Lehrers der Landwirtschaft abweichen. Vom Bunde der Landwirte scheint er uns allerdings etwas zu mild zu urteilen, wenn er Seite 286 schreibt, es gebühre ihm das Verdienst, die Aufmerksamkeit der übrigen Berufsklassen auf die Bedürfnisse der Landwirtschaft hingelenkt zu haben; daß sich Bestrebungen für eine gerechtfertigte und lange vernachlässigte Sache zunächst mit einem gewissen Ungefüg geltend machten und vielfach über das Ziel hinausgeschossen, sei natürlich und dürfe weiter nicht übel genommen werden. Der Bund hat nicht bloß durch Ungefüg und Übertreibungen geübelnd, was sehr verzeihlich wäre, sondern er hat auch die öffentliche Meinung durch falsche Diagnosen irre geführt. Für die brennendste Frage hält der Verfasser die des Arbeitermangels, dem er durch innere Kolonisation abgeholfen wissen will, ungefähr nach den Grundsätzen, die unser β -Mitarbeiter vertritt. — Zum Schluß sei erwähnt, daß von Buchenbergers Grund-

*) Leider sagt er nicht, was Borchert fabriziert oder verkauft.

zügen der deutschen Agrarpolitik eine zweite Auflage erschienen ist (Berlin, Paul Parey, 1899). Darin haben, wie der Verfasser des vortrefflichen Buches im Vorwort sagt, die statistischen und sonstigen Materialien manche Ergänzung und die Betrachtungen über die Notwendigkeit einer landwirtschaftlichen Schutzpolitik eine Erweiterung erfahren.

Musikalische Bücher. Auch im vergangnen Jahre ist wieder viel über Musik geschrieben worden. Die für Fachgelehrte und die für Schulpzwecke bestimmten Werke beiseite lassend, wollen wir aus diesem Ertrag einige Bücher anführen, die auf das Interesse weiterer Kreise rechnen dürfen.

Da ist zuerst Adolf Heinrich Röstlins „Geschichte der Musik im Umriß“ zu nennen, die in fünfter Auflage erschienen ist.*) Ein hübscher Erfolg, rühmlich für das Bildungsbedürfnis der musikalischen Welt, eine Niederlage für die Orthodoxen, die jeden Versuch, Musikgeschichte aus dem Vollen darzustellen, verwerfen, eine schwerwiegende Empfehlung für die Röstlinsche Arbeit! Seit N. von Dommers Handbuch vom Markt verschwunden ist, bildet sie in der That die beste Lösung der Aufgabe. Reifmann, Naumann, Langhans stellen rein dogmatisch dar und beanspruchen von ihren Lesern blindes Vertrauen, Röstlin, wissenschaftlich geschult und formgewandt, belegt seine Schilderung durch die Titel der Spezialwerke alter und neuer Litteratur und zeigt damit Mittel und Wege zum Prüfen und Selbstunterrichten. Er liebt und versteht die Tonkunst, mißt ihr hohen Kulturwert bei und ist in Kirchenmusik auch gut bewandert, von den Pflichten des Geschichtschreibers hat er aber etwas veraltete Ansichten. Das merkt man schon aus der Einleitung. Die will sagen, was Musikgeschichte ist, und was sie soll, und präludiert zu diesem Zweck mit den tönend bewegten Formen Hanslicks, bekennt sich dann zu dem Gesetz des Fortschritts des seligen Brendel und kommt schließlich zu der Behauptung, daß eine zusammenfassende Musikgeschichte von dem Abschluß der Einzelforschung nicht abhängig sei. Wie hiernach zu erwarten ist, legt der Verfasser den Schwerpunkt nicht auf Wissen, auf Thatfachen und auf selbständige, unbefangne Prüfung des Materials. Händel gerät auf diese Weise unter die Klassiker des Protestantismus, die englische Vokalmusik des sechzehnten und des siebzehnten Jahrhunderts wird für das Festland als bedeutungslos erklärt, und wo wir aufschlagen, finden wir Beispiele unzureichender Sachkenntnis, ja sogar Fälle, aus denen hervorgeht, daß Röstlin von den angezogenen Arbeiten der einschlägigen Litteratur nur die Titel kennt.

Wenn trotz dieser Mängel das Verlagsergebnis des Röstlinschen Umrisses so ist, wie es die fünfte Auflage beweist, so kann man nur wünschen, daß bald ein Autor mit einem Handbuch hervortritt, der der Sache gewachsen ist.

Auf einem wichtigen Einzelgebiet der Musikgeschichte liegt ein Werk vor, das bedingungslos gelobt und empfohlen werden darf: es ist die Weizmannsche „Geschichte der Klaviermusik“ in Neubearbeitung von Max Seiffert.***) Daß Weizmann noch auf dem Titel weiter geführt wird, hat er verdient, denn seine Arbeit war für ihre Zeit eine bedeutende Leistung. Aber man erkennt das alte Werk aus dieser Neubearbeitung kaum wieder, so sehr ist das Quellenmaterial erweitert. In der kritischen Sichtung, in der Verwertung und Darstellung des riesigen Stoffs gehört die Seiffertsche Arbeit zu den Hauptstücken der neuern Musikwissenschaft. Sie wird den Fachleuten zu thun geben, auch den Verlag alter Klaviermusik beleben; möge sie vor allem den Musikfreunden so zu gute kommen, wie sie es kann. Das Stück alter Kunst, das sie aufstellt, ist wert gekannt zu werden: auf ihrem Boden ist Bachs „Wohltemperiertes Klavier“ und die Beethovensche Sonate gewachsen. Den in Aussicht stehenden zweiten Band, der die Geschichte der Gattung von 1750 ab

*) Neuther und Reichard, Berlin. — **) Breittopf und Härtel, Leipzig.

weiter führen und auch die „Geschichte des Klaviers“ (aus der Feder Oskar Fleischer's) mit zahlreichen Abbildungen bringen wird, erwarten wir mit Spannung.

Einen Ausschnitt aus der Geschichte der Klaviermusik, die Geschichte der Klavierfonate, hat Otto Klauwell besonders behandelt und bis zur Gegenwart verfolgt.*) Die ältere Zeit stellt der Verfasser auf Grund nur geringen Materials und darum teilweise von irreleitendem Standpunkt dar, in der neuern ist er ein zuverlässiger und anregender Führer.

Mit einem originellen Beitrag hat der Spemannsche Verlag das gewöhnliche Einerlei der Musikkritik durchbrochen. Es ist ein außerordentlich dicker Oktavband, der sich Goldnes Buch der Musik nennt und aus allen Fächern dieser Kunst das Wissenswerteste handlich mitteilt. Man erfährt da, was ein musikalisches Talent ist, wo es ausgebildet wird. Dann kommt eine Musikgeschichte in zwölf Kapiteln, ein Künstlerlexikon, dann die gesamte Musiklehre von der Akustik bis zur Formenlehre, Führer durch Konzert und Oper, durch Klavier-, Gesang-, Violin- und Cellomusik, ein Abriss der Musikwissenschaft, ein Ratgeber für die Wahl eines Musikerberufs, für den Gebrauch von Stimmungabeln, für das Verfahren bei Widmungen; zum Schluß noch ein zweites Lexikon. Unter allen encyclopädischen Versuchen, die seit alter Zeit in der Musikschriftstellerei unternommen worden sind, ist das der bunteste und tollste, enthält aber manchen guten Beitrag; an erster Stelle in der Musikgeschichte H. Niemanns und in den Analysen C. Reineckes. Dafür, daß das goldne Buch ein geschäftlicher Erfolg größter Art wird, sorgt das zweite Lexikon. „Endlich,“ wird mancher beim Aufschlagen ausrufen. Nachdem Raumann für die Musikgeschichte, Zullien für die Musikerbiographie seine Brauchbarkeit nachgewiesen hatte, Herr Chamberlain damit sogar zum großen Mann geworden war, mußte das System des Bilderbuchs doch auch aufs Lexikon übertragen werden — das goldne Buch hat diesen notwendigen Schritt gethan und die Auszeichnung der Abbildung so freigebig verteilt, daß von einer Ehre dabei nicht mehr die Rede sein kann, eher wird mancher der Aufgenommenen still bei sich sprechen: „Mir thut es in der Seele weh usw.“

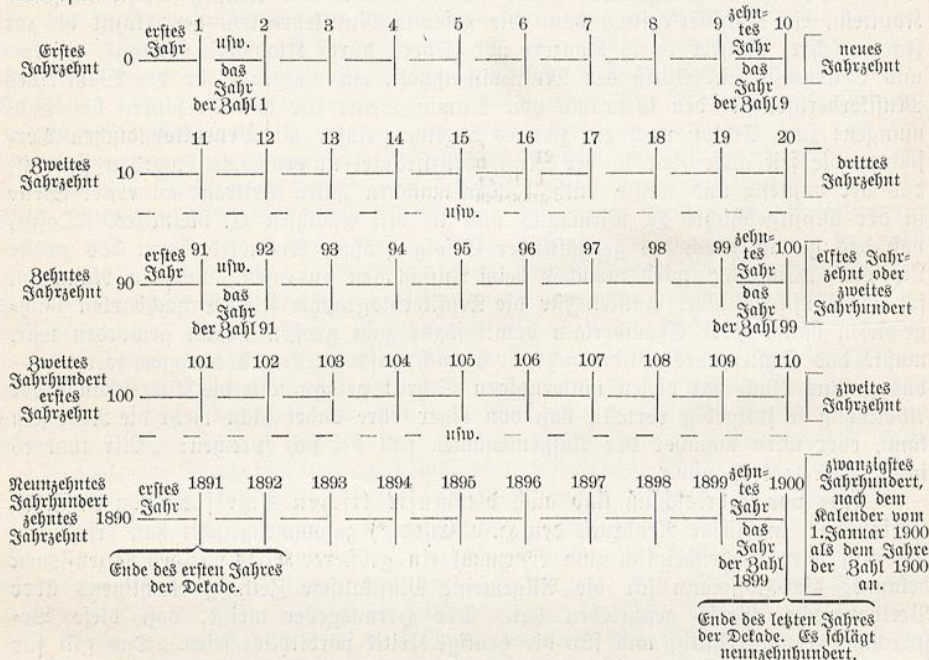
Kurz vor Jahresluß sind auch die musikalischen Schriften von G. L. A. Hoffmann in einem Neudruck, den H. v. Ende**) zusammengestellt hat, erschienen. Dadurch wird wahrscheinlich zum erstenmal ein größerer Kreis mit den Rezensionen bekannt, die Hoffmann für die Allgemeine Musikalische Zeitung Rochlitzens über Beethovensche Werke geschrieben hat. Der Herausgeber meint, daß diese Besprechungen musterbildig und für die heutige Kritik vorbildlich seien. Das gilt für die Liebe, mit der sich der Gespenster-Hoffmann bemüht hat, Beethoven zu folgen; für seine romantische Verschwommenheit danken wir.

Der Anfang des Jahrhunderts. Der ganze Streit scheint uns auf dem Übersehen des Unterschiedes zwischen Ordinal- und Kardinalzahlen und des Umstandes, daß die Zeit eine Bewegung ist, die Jahreszahl nur ein Zeitpunkt, zu beruhen. Das erste Jahr ist die Bewegung der Zeit durch $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{2}$, $\frac{3}{4}$, $\frac{4}{4}$ bis zum Schlußpunkt des ersten Jahres, denn die Teile sind vor dem Ganzen in der Bewegung; erst am Schluß des vierten Viertels kann man die 1 setzen; es „schlägt Eins,“ den Schlußpunkt des ersten Jahres. Auf dem Zifferblatt der Uhr steht die Eins am Schluß der ersten Stunde, der Meilenstein 1 steht am Ende der durchmessenen ersten Meile. Nun folgt das Jahr $1\frac{1}{4}$, $1\frac{1}{2}$, $1\frac{3}{4}$, also das Jahr der Zahl 1, bis zur Zahl 2, als zweites Jahr; geschrieben müssen wir es uns aber $1(+\frac{1}{4}, +\frac{1}{2}, +\frac{3}{4}, +\frac{4}{4})$ denken; wir sagen: Denken! Denn geschrieben ist es nicht worden. In dem Augenblick, wo wir anfangen konnten,

*) H. v. Ende, Köln. — **) H. v. Ende, Köln.

1899 zu schreiben, hatte unsre Zeitrechnung ihr 1899stes Jahr vollendet, war achtzehnhundertneundneunzig Jahre alt geworden und trat in ihr neunzehnhundertstes Jahr; wir aber schrieben dann das ganze Jahr 1899, weil es eben das Jahr der Zahl 1899 war, und der Kalender that dasselbe dadurch, daß er seine Tabelle „das Jahr 1899“ nannte, wie ich sage, ich bin 9 Jahre alt, wenn ich im zehnten stehe. Und am ersten Tage, wo wir 1900 schreiben, hat die Zeitrechnung wirklich 1900 Jahre erlebt. Denn der Meilenstein 1900 steht hinter der neunzehnhundertsten Meile. Das Jahr aber, das wir 1900 nennen, ist das erste der neuen Dekade und des neuen Jahrhunderts.

Man halte sich folgende Tabelle vor, bei der die Null im Anfang den Augenblick der Geburt des Zeitalters bedeutet, entsprechend dem Nullpunkt der Thermometerstafa:



Bei dieser Betrachtungsweise wird man sich beruhigen können, vollends, da sie dem Brauch aller Zeiten entspricht. Karl der Große hat so gerechnet, und Dionysius Exiguus hat es so gemeint. Wir haben absichtlich, um nicht zu verwirren, nicht von der „Geburt Christi“ geredet, sondern von dem Beginn und dem Alter der „Zeitrechnung.“ Aber es stimmt auch mit der „gemeinen christlichen“ oder dionysischen Ara,^{*)} und es ist doch wohl nicht anders, als daß Kaiser und Bundesrat Recht hatten.

^{*)} Nämlich Dionysius hatte vom Jahre 532 zurückrechnend, sodaß dieses Jahr das erste seines 29. Mondzirkels (von je 19 Jahren) wurde, festgestellt, daß das Jahr der Geburt des Herrn das zweite seines ersten Zirkels war, also die gültige Zahl 2 trug. Da nun 100 Zirkel 1900 Jahre geben, so mußte das Jahr 1899 die gültige Zahl 19 tragen, wie es natürlich auch nach der Tabelle der Fall ist; das Jahr 1900, das erste des 101. Zirkels, trägt die gültige Zahl 1. Nun setzte man aber in der That später das Jahr Eins hinter das erste Jahr des Dionysius, indem man, statt wie er ab incarnatione zu rechnen und den Anfang des ersten Jahres auf den ersten Januar des Jahres der Inkarnation zu setzen, von der nativitas an rechnete und diese auf den 31. Dezember desselben Jahres hinauschoß, also das erste Jahr, das Jahr Eins, mit dem Jahr der gültigen 3 des Dionysius begann (das zweite unsrer obenstehenden Tabelle); und so verschob man die ganze Sache um ein Jahr; man mußte infolge dessen das neunzehnhundertste Jahr 1899 schreiben und hat aus einem Jahr des Dionysius zwei gemacht. Q. e. d.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig